

Gottfried Bacht

Gott im Schatten der Kirche

♦ Ein die Praxis und das Bewusstsein beherrschender Ekklesiozentrismus erweckt den fatalen Eindruck, die Kirche verwechsle sich selber mit Gott; ihre Ordnungen, ihr Überleben, auch ihre Reform seien wichtiger als das, was Jesus bewegt hat: Gottes Herrschaft und Reich. Gottfried Bacht, der emeritierte Salzburger Dogmatiker, variiert in seinem Aufsatz eines seiner theologischen Hauptthemen, das ihn unentwegt umtreibt: das Abenteuer Gott und die Gottesvergessenheit der Kirche. Das vehemente Plädoyer für den Vorrang der Gottesfrage verbietet eine naive Identifizierung der Kirche mit dem Israel „als es jung war“ (Hos 11,1) und erinnert, dass sich Gottes Größe nicht in unserer Größe, sondern in unserer Schwachheit offenbart (1 Kor 1,25–30). (Redaktion)

An den Anfang meiner Betrachtungen setze ich die Erinnerung an ein rituales Erlebnis und eine üppige Lesefrucht.

Im Jahr 1958 empfing ich in Rom die Weihe zum Diakon – nach dem alten tridentinischen Ritus. Kardinal Traglia, der damalige Vicegerente der Diözese Rom, ein überaus lebenswürdiger Prälat, hielt den Gottesdienst. Zur Kommunion hatten wir auf der obersten Stufe des Hochaltars in Reihe hinzuknien, und der Bischof kam mit dem Ciborium, um uns das heilige Brot zu geben. Das tat er in folgender Weise: Er nahm eine Hostie aus dem Kelch, hob sie, drehte die Hand, dass der große, edelsteingeschmückte Ring vor dem Mund des Empfangenden lag. Dieser hatte den Ring zu küssen, dann drehte der Spender wieder die Hand und schob ihm das Sakrament in den Mund. Zuerst der Ring, dann das Brot. Diese Reihenfolge der Gesten ist mir bis heute lebhaft im Gedächtnis geblieben. In ihr spiegelt sich alles, was mit der Rolle des hierarchischen Amtes in der religiösen Handlung zu tun hat.

Die versprochene Lesefrucht befindet sich im Buch eines Jesuiten und lautet wortwörtlich so: „Moses Macht war groß, ein Wort aus seinem Mund teilte die Wogen des Roten Meeres. Josuas Wort gebot sogar der Sonne. Doch waren es nur einzelne Fälle, in denen diese großen Männer wunderbare Gewalt über die Natur besaßen. Aber der Priester hat sie über das leblose Geschöpf und den Schöpfer selbst, und zwar dann, wenn er will. Ein Wort aus seinem Mund zwingt den Schöpfer des Weltalls und des Himmels auf die Erde herab, entkleidet ihn seiner Größe und verbirgt ihn unter die Gestalt des Brotes. Dabei ist das nur die geringste Wirkung seines Machtwortes, dass er die Kreatur bezwingt, indem er das Wesen des Brotes vernichtet und seine Gestalten erhält. Aber wie groß ist diese Macht schon in sich? Sie kann niemand ausüben als die Schöpfermacht Gottes allein. Aber zu dieser an sich schon so großen Wunderkraft kommt die noch größere, dass der Priester sein Machtwort sogar an dem größten und

erhabensten Geschöpf erproben darf, an dem Menschensohn, und zwar gerade so wie am Brote, nur in umgekehrter Weise.“¹

Es schiebt sich etwas dazwischen

Man könnte sagen: Es sieht so aus, als habe sich der Kirchen-Gott zum Zweck seiner Verwaltung der Kirche übergeben. Sie übernimmt das Management seines Willens. Immer wieder wird dies in ihrer leiblichen Gestik sichtbar, wie sich etwas dazwischenzwängt, die geweihte, befugte Hand, das religiöse Instrument, die effiziente Ursächlichkeit, die von der Tätigkeit des konsekrierenden Priesters ausgeht, die enorme Architektur der Gotteshäuser, an denen immer noch, Ziegel auf Ziegel, gebaut wird. Darauf wird wohl geantwortet werden: Das Gefühl träumt von der Unmittelbarkeit, in der es Gott haben möchte, nackt, ohne Zwischenschaltung. Aber das Gefühl geht nicht ganz fehl in seinem Traum. Es spürt wenigstens die Unterscheidung zwischen dem andeutenden und dem inflationären Handwerk der Religion. Da ist doch einmal die Ahnung, der heiligen Wirklichkeit entspreche die hinweisende, vorläufige Gestalt der Zeichen. Zum anderen meldet sich die Lust an der Häufung, wächst die Inflation des sakralen Materials. Dieses zu bewegen und zu pflegen verbraucht nicht nur viel Zeit und Kraft, sondern zieht auch die Aufmerksamkeit an sich, als wäre es selbst der Stoff, dem die feierlichen Veranstaltungen gelten. Die minutiöse Befolgung aller Rubriken überspielt nicht selten die Freude am Sakrament selbst. So entsteht ein Kult der Genauigkeit, in dem die Gottesandacht

verschwindet. Das ist mein anhaltender Eindruck aus dem Studium der katholischen Moral.² In der Liturgie nach dem Zweiten Vatikanum hat sich diese Magie nicht selten in die „Logorhoe“ derer verwandelt, die kein Ende finden können mit ihrem Reden und immer noch einmal etwas hinzufügen müssen. Die moderne Vollständigkeitsmanie der Medien stellt endlose Sprachspiele zur Verfügung, und sie werden gern benützt.

Der Kirchenaufwand überbietet die Gottesaufmerksamkeit

Der Gott dieser Tradition duldet es aber auch, dass alles, was von ihm in die Welt der Menschen eingeht – das Wort, die Gnade, alle Inspirationen und intimen Impulse – über die Transmission des priesterschaftlichen Gefüges läuft. So wächst aus der vermutlich schlichten und plötzlichen Zusammenrufung einer Jüngerschaft das vielfältig verzweigte Gebilde der Kirche. In diesem beginnt von Anfang an mitzuwachsen, was wir in der profanen Welt gut kennen: die Bürokratie, das massive Kirchengesetz in allen Verzweigungen, wie es als Codex Iuris Canonici gewichtig in unserem Bücherschrank steht. Was so an Maß und Zahl zunimmt, wird nicht nur quantitativ größer, sodass das Gesetzbuch die Dogmatik verdrängen kann, der Kirchenaufwand die Gottesaufmerksamkeit überbietet, sondern es zieht im steigenden Maß das Interesse der Erkenntnis auf sich. Die Kirche entdeckt sich selbst als Gegenstand der Theorie, die sich in dickleibiger Ekklesiologie auslegt. H. de Lubac hat in seinen kirchen-theologischen Reflexionen des öfteren auf

¹ Karl Haggene, Im Heerbann des Priesterkönigs. Der wahre Melchisedech. Bd. II, Freiburg i. Br 1916, 35.

² Antonio M. Arregui, Summarium Theologiae Moralis, Bilbao 1952.

die Ambivalenz dieser Entwicklung hingewiesen. Er schreibt zum Beispiel: „Besteht aber dann nicht Gefahr, dass das Subjekt – statt auf den wirklichen Gegenstand seines Glaubens zu blicken, den wahren Gegenstand seiner Hoffnung anzurufen – sich selbstbespiegelnd auf sich zurückwendet, falls es sich so betont zum Objekt der eigenen Überlegung macht, und wird es dann nicht, in einem störenden Selbstgenuss, zu einem, der sich selber beim Beten zusehen möchte und sich so ein Hindernis auftürmt zwischen seinem Auge und der Wirklichkeit, an die es glaubt und auf die es hofft?“³

Die Selbstfaszination der Kirche

Das gut organisierte System der Kirche entwickelt mit der Zeit ein Gefallen an sich selbst, eine Art Selbstfaszination von anziehender und bindender Kraft, die unabhängig von den Inhalten funktioniert. Da gibt es die effiziente Verfassung, das über die Zeiten hin standfeste soziale Gerüst, sichere, glanzvolle Rollen, die klar definiert sind, in die man nicht nur gern einsteigt, die man auch gern anschaut. Denn der Papst im Kreis der Kardinäle, Erzbischöfe, Patriarchen, Bischöfe, Prälaten, im schlossartigen Gehört seines Aufenthaltes, inmitten einer feierlich gestimmten, mit Beifall umrauschenden Plebs – er ist auch ein Ereignis für die Augen, ein optisches Fest, in sich selbst stimmig, keineswegs nur das exklusive Gotteszeichen, das aus der Welt weggreift auf das Kommende hin. Das glänzende Kirchengefüge ist in seiner ästhetischen Kraft eine Einladung, die Sinne verweilen zu lassen. Es siedelt auch in der Welt an.

Die Traglia-Geste könnte als barocker Schnörkel gelten, erfunden in einer südlichen, zeichenfreudigen Mentalität. Die

Hand, sagt sie vielleicht, die dir dieses Brot gibt, kann nicht schön genug sein, sie ist selber in diesem Geben selig, gewaschen, geschmückt, schön. Aber dass ich zuerst den Ring zu küssen habe, ehe ich das Jesus-Brot empfangen, drängt doch mein Gefühl in eine grundsätzliche Richtung. Nur über diese Hand kommt das Heil zu mir. Sie macht sich so wichtig, dass mit einem Mal und unvermerkt die Befugnis daraus wird. Das ist nicht mehr die nackte menschliche Hand, sondern die Hand des Beamten, sagt der Ring, du musst diese Hand verehren, um Jesus zu bekommen. Zwischen dem Mund und Jesus schaltet sich ein zusätzliches Element ein. Das will nun selbst beachtet sein und tritt in eine Konkurrenz zur sakramentalen Gnadengestalt. Die kirchliche Selbstbefangenheit, die in manchen Mentalitäten ausbricht, konzentriert das Interesse, soweit es die religiöse Sphäre betrifft, schier ausschließlich auf die Funktionen und Organisationsformen. Als käme alles darauf an, wie diese unter den Personen verteilt werden, wer für was in welchem Sinn kompetent ist. In dieser funktionalen Geschäftigkeit entsteht für viele die Frage, wo das unterscheidende Merkmal der Kirche zu finden ist. Hat sie ihre unverwechselbare Deutlichkeit eingebüßt? Müsste diese nicht in der schärfsten Einmaligkeit mit Gott zu tun haben?

Darf Gott dem Klerus überlassen bleiben?

Die Manna-Geschichte im 16. Kapitel des Buches Exodus liefert das Paradigma einer göttlichen Zuwendung ohne Verteilungsbeamte, denn Gott tut in den Brotbeutel soviel wie ein jeder nötig hat. Es braucht keine Brotmarken und keine eucharisti-

³ Henry de Lubac, *Die Kirche. Eine Betrachtung*, Einsiedeln 1968, 15.

schen Befugnisträger. Warum geht es nicht überhaupt so und immer, vor allem dann, wenn die Gnade vom Himmel fällt, sodass auch Mose und Aaron überflüssig werden? Könnte sich der Vorgang der Verteilung nicht ereignen im freien Impuls der Individuen, ohne Kommando und Sanktion? Träumt in dieser short story das hochorganisierte Kulturwesen von der Möglichkeit, ohne Mittlerfunktion auszukommen? Vielleicht soll der Traum die Versuchung umfahren, Gott über dem Wettbewerb der Religionsfunktionäre zu vergessen und verdämmern zu lassen. Oder den finsternen Drang bearbeiten, in seinem Namen die wilden Instinkte der Macht und der Gewalt zu kanonisieren. Das Rollenspiel, in dem Klerus und Laien in ihren vielfältigen Funktionen miteinander verkettet sind, in dem die Gotteskompetenz in der gewohnten Weise verteilt ist, hat wohl längst seine naive Selbstverständlichkeit verloren. Vielleicht ist realistisch damit zu rechnen, dass die Klerikalisierung der Religion eine Konstante ist im Menschenwesen, die sich in jeder Situation durchsetzt. Gleichviel, ob nun märchenhaft geträumt wird oder ob utopische Konzepte komponiert werden, es ist allemal an der Zeit, die Rolle der Geistlichkeit scharf ins Auge zu fassen im Hinblick auf ihre religionsgeschichtliche Leistung. Das ist wahrscheinlich viel notwendiger als das Gejammer über den Priestermangel.

Gott handlich, verteilbar, gegenständlich, unkenntlich

Die Frömmigkeit weiß es seit langem zu erzählen und zu praktizieren: Es ist viel und genug Gott da, aber es ist ein Gefälle zu spüren vom dünnen Gott zum dichten Gott, vom luftigen zum greifbaren, vom gedachten zum sinnhaften Gott, und immer ist es der Priester dieses Profils, der Gott eigent-

lich dasein macht. Im sazerdotalen Gefühl, das Haggeneý beschreibt, findet eine Allmachtsübertragung statt, in der die Konsekrationsgewalt an den Zelebranten vermittelt wird. Es ist die effiziente Ursächlichkeit des magischen Befehls, die ihm zu Gebote steht. Wenn er die Wandlungsworte spricht, wird Gott örtlich herbeigebracht, dass er nun ist, wo er zuerst nicht war. Diese sakrale Leistung, aus der die unübertreffliche Gegenwart entsteht, begründet die außergewöhnliche Rolle des Priesters, macht sein weihewolles Privileg aus und gibt der Sorge um den Priesternachwuchs die dramatische Schärfe. Die Außergewöhnlichkeit dieser Ausstattung macht schaudern und erzeugt im Selbstgefühl des Geistlichen die hohe Temperatur. Was geschieht in solcher Mentalität – die maximale Hervorhebung Gottes oder die Verhüllung seiner transzendenten Macht? Devotion oder Blasphemie? Die sogenannte Konsekrationsgewalt des Priesters nimmt Gott sehr buchstäblich in die Hand und versetzt ihn eher in einen magischen Kreislauf als in die himmlische Sphäre seiner Freiheit. Die Kirche hat in vielen Zügen ihrer Interessen in diese Richtung gearbeitet, auf die Kanalisierung der Gnade hin, die Herstellung einer Tarifsicherheit im Verhältnis Gottes zu seiner Welt. Die quantifizierende Stückelung der Gnade, der Kirchenschatz, die Ablassgewinnung, die sorgsame Buchführung der Verdienste, alles zielt auf die Unheimlichkeit und Unübersichtlichkeit des Mysteriums. Die Substanz GOTT soll in genießbare, konsumentengerechte Portionen aufbereitet werden. Der handlich gefasste Gott – er hat seine große, erfolgreiche Geschichte, ihn scheinen die Leute zu lieben, nicht den plötzlichen, unvermutet hereinbrechenden Vulkan. In dieser Vergegenständlichung gerät Gott leicht unter die Dinge der sakralen Verwaltung, es geschieht etwas mit ihm, er verliert den Status dessen, der entscheidend und absolut handelt.

Das Maß der Aktualität Gottes

Welche Probleme beunruhigen uns? Welche verstören uns? Bei welchen hat man das Gefühl, jetzt geht es für mich auf Leben und Tod? Ist das wirklich Gott? Die Bibel meint in der Tat, Gott müsse es sein. Aber ist das für uns Katholiken in dieser Lokalkirche, in dieser Universalkirche, wirklich Gott? Oder drängen sich, unbemerkt vielleicht, andere Dinge vor? Wie oft muss Gott vorkommen und wie muss er vorkommen, dass man sagen kann, er ist im vollen Sinn aktuell? Es könnte sein, dass er in einer Form realisiert wird, die ihn verfehlt, wie in der Holzfigur, die von den Propheten der Bibel verspottet wurde. Außerdem: Wie viel Gott soll es in der Öffentlichkeit geben? Auf jedem Gipfel ein Kreuz, in jedem Dorf, an jeder Straße eine Kirche für die tägliche Messe, in jeder Bibliothek die Theologie, die Gedanken in gliederreicher Kette auf Gott gerichtet? Die Gottesfrequenz ist in vielen Graden möglich, aber wie könnte es hiezu einen plausiblen Maßstab geben? Wann wäre von einem Schwund Gottes zu reden? Und gibt es nicht auch das schamlos häufende, bigotte Gottesgerede, begleitet vom entsprechenden Mienenspiel?

Gott – das Abenteuer des Menschen

Gott nennen, in der Mitte der Systeme, als das Abenteuer des Lebens, ist eo ipso abenteuerlich und hat zuweilen etwas Narrenhaftes an sich. Aber vielleicht wäre das die aktuelle Prophetie: Gott, das Alpha und das Omega eines Abenteuers wie es kein abenteuerlicheres geben kann. Die Bibel bezeugt es auf jeder Seite.

– In dieser Religion ist mehr Exodus vorgesehen als heimatliches Wohnen. Deshalb sind jene Gestalten im Gedächtnis

groß und lebendig geblieben, die das bestehende Haus der Selbstverständlichkeit verlassen haben, gegen das allgemeine Bedürfnis nach Stabilisierung und Vergemütlichung des Lebens.

– Glauben heißt aus dem Bekannten in das Unbekannte gehen, wie Abraham, Mose, die Exilspropheten, Jesus, Paulus.

– Glauben heißt riskieren, weil das Kommende nicht gesehen und nicht kontrolliert werden kann, ob es auch wirklich Sicherheit bietet.

– Glauben heißt ohne Netz arbeiten, weil das Ziel nur mit den Mitteln der Freiheit erreicht werden kann.

– Das Ziel der Bewegung ist Gott, der in seiner Bedeutung von keinem Auge noch erfasst, von keinem Ohr vernommen, von keinem Herzen gefühlt worden ist. Der weiteste Abstand ist zu durchmessen.

Es gibt berechtigte Zweifel, ob in der heutigen Stimmungslage eine Glaubenssprache willkommen ist, in der das Rätselhafte und Abenteuerliche ausbricht. Denn die Erlebnisbeschaffung arbeitet mit einem dicht geflochtenen Sicherungsnetz, das unvermutete Flüge oder Abstürze ausschließen soll. Dazu gehört auch die Tatsache, dass sich im religiösen Bereich eine Stimmung ausbreitet, in der man sich lieber in einem namen- und personlosen All verschwinden sieht, als vor das Gesicht des Christus zu treten, dessen Augen wie Feuerflammen sind (Offb 1,14). Das kann wohl nicht der Weg sein. Der abenteuerliche Gottesmut ist nicht verschwunden, eher vor dem Geschrei der Diagnosen in das Inkognito gegangen, und er kann, wer weiß es, eines Tages wieder unbekümmerter hervortreten. Ohne diesen Mut wird der christliche Glaube seine Seele verlieren und in bekömmlichen Allgemeinheiten versickern. Man wird sich allerdings das Unheimliche, das Herausfordernde, das Ungeheure an Gott am ehesten von Lebe-

meistern sagen lassen, nicht so schnell wieder von Rede- und Schreibexperten.

Der Verkehr mit Gott ist riskant

Dass das Glück gelingt, indem alles gut ausgeht, ist nicht durch den Bestand naturhafter Substanzen festgelegt, sondern hängt ganz und gar am freien Willen Gottes. In diesem Willen liegt die Entscheidung, nicht in einem Zufallswürfelspiel, also ganz spitz gefragt: Sagt er ja zu mir oder sagt er nein? Das Tun der Kirche ist seit eh und je auch die Arbeit an der Sicherung dieses Willens, die anhaltende Suche nach Kriterien, die den Willen verlässlich machen und aus der Form der Willkür lösen. Orientiert sich Gott an der religiösen und ethischen Leistung seiner Geschöpfe, oder nimmt er sich aus freien Stücken auch der sündhaften Existenzen an? Hat er sich etwa auf das Ja verpflichtet, wie es Paulus im Zweiten Brief an die Korinther andeutet: „Denn Gottes Sohn Jesus Christus ... ist nicht als Ja und Nein zugleich gekommen, in ihm ist das Ja verwirklicht. Er ist das Ja zu allem, was Gott verheißen hat.“ (2 Kor 1,19–20) Wenn diese Selbstverpflichtung Gottes steht, dann mäßigt sich in ihrer Gewissheit die Schärfe des Risikos und verwandelt sich in das Gefühl der Befreiung und des Dankes dafür, dass Gott die Großzügigkeit seiner Strenge vorzieht. Paulus hatte sogar, wie sein Brief an die Römer zeigt, einige Mühe, die radikalste Konsequenz aus dieser Gnadengesinnung Gottes zu vermeiden: die selige Leichtsinigkeit, die sich nicht mehr zu bekümmern braucht. Wenn sich Gott in so entschiedener Weise bindet, *muss* sich dann nicht das Risikogefühl in die Gegenrichtung drehen und zur unerschütterlichen Sicherheit werden? (Röm 5–8) Mit dem Gott dieser Zukunft im Rücken und vor seinem Handeln

– was kann ihm da noch geschehen? Passt hier die paradoxe Selbstlöschung oder Selbstvergleichültigung Gottes durch die reine Gutheit? Der Gott, der sich so auf die Seite des positiven Tuns stellt, verliert seine unterscheidende Qualität: dass er noch Aufmerksamkeit erregen kann. Er hat alles im Voraus erledigt, und das wird ihm in dieser Logik so angerechnet, dass man gar nicht mehr darauf zurückkommen will. Die so gestimmte Seele braucht nicht mehr Andacht zu zeigen als Gott schon immer hat an Gnade erweisen wollen. Fromm sein hieße demnach Gott vergessen können. Gott verdämmert in seiner Güte, er hat sich selbst erledigt und braucht nicht mehr bemerkt zu werden. Wenn die Liebe ihren Zorn vergisst, wird sie nicht mehr beachtet.

Ist Gott zum Zitat geworden?

Die Aktualität der Gottesfrage ist die Geistesgegenwart des Christentums. Und diese Aktualität scheint zuweilen verdeckt zu sein durch das massive Gefühl, die Gottesfrage sei längst beantwortet und diese Antwort jederzeit abrufbar. Alle heute anstehenden Fragen könnten auf dem Weg des Zitates erledigt werden, weil die Bibliotheken, in denen wir uns bewegen und in denen wir wohnen, vollgeschrieben sind. Man hört das Wort *Gott* und wie von selbst wendet sich der Blick zurück auf eine erledigte Sache. Das war doch damals, als der Prophet Jesaja für den einen Gott gegen die Götzen stritt, als die Evangelien entstanden, als die Konzilien die göttliche Dreifaltigkeit formulierten und alle Wahrheiten entstanden, denen wir jetzt den Rücken zuwenden. Sie dürfen, so scheint es, im heutigen Reden so zufrieden vorausgesetzt werden, dass man sich nicht mehr frontal damit beschäftigen muss. Die dogmatischen Theologen sprechen vom *depositum fidei*, von

der Hinterlassenschaft des Glaubens, dem aufbewahrten Gut der christlichen Wahrheit. Diese Lager-Sprache ist nicht immer geschützt gegen die vulgäre Meinung, das Evangelium lasse sich stapeln wie die Ware im Vorratsraum. Auch das Gottesthema

ist nicht im beruhigten Zustand und fertig verpackt zu haben. Das spannt sich von der eben jetzt aufspringenden Frische hin zur Vertrautheit einer liebevoll bewohnten Wahrheit, und nur in dieser geschehenden Bewegung ist es vital da. Es ist ein Anfang gemacht, hinter den keine Generation zurückgehen kann, als wäre es leichthin möglich, nach zweitausend Jahren auf Null zu schalten. Der Anfang ist aber nicht schon ins Ziel gebracht, er ist als bewegtes Geschehen noch immer im Gang. Die Christen feiern in ihrem Credo nicht das Begräbnis des heiligen Wortes im Damals und Dort. Sie erleben seine Wahrheit jetzt.

Weiterführende Literatur:

Henri de Lubac, Die Kirche. Eine Betrachtung, Einsiedeln 1968.

Friedrich Heiler, Der Katholizismus. Seine Idee und seine Erscheinung, München 1970.

Paul Ricœur, Geschichte und Wahrheit, München 1974.

Peter Neuner, Ekklesiologie (Texte zur Theologie. Dogmatik Bd. 5), Graz-Wien 1994.

Der Autor: Dr. Gottfried Bachl, Prof. emeritus (Dogmatik Salzburg), geb. 1932 in Linz; Bücher: *Der beneidete Engel*; *Der schwierige Jesus*, *Eschatologie I–II*.

Der fremde Gott



Angesichts der Krisen und Defizite säkularer Gesellschaften wird die Relevanz der Religion für zentrale und elementare Fragen menschlichen Miteinanders zunehmend wieder entdeckt. Zugleich bestreitet ein „Neuer Atheismus“, dass die Berufung auf Gott im Denk- und Erfahrungshorizont der Welt noch Geltung beanspruchen kann. – Wie kann man angesichts dieser widerstreitenden Tendenzen und den damit verbundenen intellektuellen und existenziellen Herausforderungen angemessen von Gott sprechen?

Hans-Joachim Höhn · **Der fremde Gott**
 Glaube in postsäkularer Kultur
 269 Seiten · Broschur · 18,00 Euro (D)
 ISBN 978-3-429-03043-8

Ilse Kögler

Patchworkreligion, Theodiversität und eigener Gott – nicht nur eine kommunikative Herausforderung

Das aufmerksame Hören und der interessierte Blick in die Welt von heute zeigen zusehends deutlicher eine „götterproduktive Zeit“, nicht zuletzt hervorgerufen durch die erweiterten Möglichkeiten von Kommunikation und Vernetzung. Ähnlich wie dem alten Gott werden den „neuen Göttern“ in Zeiten des Wandels, der Verunsicherung Hoffnung und Sehnsucht nach sinnstiftender Orientierung sowie das Bedürfnis nach Spiritualität eingestiftet. Darin wird freilich auch ein Scheitern der rein kognitiven Bildungsarbeit der institutionell verfassten Religionen erfahrbar. Es gilt, die unterschiedlichsten Gottesbilder in vielfältiger Weise in Kommunikation zu bringen, zum Hinterfragen der eigenen Bilder anzuregen und nicht vorschnell zu harmonisieren. Auch im Bildungsgeschehen ist die Gottesfrage unabgeschlossen. Zeugnis für ein genuin christliches Gottesbild, einen Gott, der Beziehung ist, sind Menschen, die glaubwürdig aus dieser sie tragenden Hoffnung leben. (Redaktion)

Religion liegt nicht im Trend der Zeit – als ein klar abgegrenztes, in sich geschlossenes und mit einem entsprechenden Wahrheitsanspruch ausgestattetes Ensemble von Glaubenssätzen, Lebensregeln und rituellen Vollzügen. Auch Religionskritiken, die Religion z. B. als Spielball menschenfeindlicher Mächte zur Unterdrückung sehen¹ oder schlichter als kollektive Wahnvorstellung², spiegeln eher den Mainstream der Minderheiten. Breiten Konsens erfährt heute Religion im unspezifischen Plural gedacht, als undogmatische, aber wirksame Lebenshilfe.

Studien in verschiedenen Ländern zeigen ein ähnliches Bild: Die Inhalte und die Intensität des religiösen Suchens bestimmen Menschen zunehmend ganz individuell. In einem mediatisierten, pluralisier-

ten, individualisierten und sich ständig im Hochgeschwindigkeitsrausch befindenden gesellschaftlichen Umfeld können sich viele Menschen immer weniger Zeit nehmen, Dinge zu prüfen, abzuwägen oder Hintergründe zu analysieren. Leichter und schneller geht es, sich aus dem heute unüberschaubaren Spektrum an Wahrheiten einzelne Elemente herauszuberechnen und sie zu einer persönlichen Wahrheit, einer im hohen Ausmaß vorübergehenden und situativen Wahrheit, zusammenzusetzen. Es gilt, dass jeder und jede über die eigenen spirituellen Bedürfnisse selbst am besten Bescheid weiß. Unbekümmert wird aus der Vielfalt spiritueller Angebote, zu denen durchaus kirchliche gehören, ausgewählt, solange sie helfen, das Leben zu meistern.

¹ Vgl. *Ludwig Feuerbach*, Vorlesungen über das Wesen der Religion. Nebst Zusätzen und Anmerkungen, in: *Gesammelte Werke*, hg. v. *W. Schuffenhauer*, Berlin ³1984, Bd. 6, 3. Vorlesung, 30.

² Vgl. *Richard Dawkins*, *Der Gotteswahn*, Berlin 2007.